

sieht das noch nicht Vollendete, das eben erst Angefangene. Wo er ein kritisches Wort sagen muß – zur Mischehenregelung etwa, zur Unausgewogenheit mancher Passagen der Kirchen- oder Offenbarungskonstitution –, zeigt er nicht sosehr die Mängel, sondern die Ansätze zum Besseren. In diesem grundsätzlichen Wohlwollen, in der Betonung des Einenden und Vorwärtsweisenden vor dem Trennenden gibt er selbst ein überzeugendes Beispiel von der Haltung, die Voraussetzung jedes ökumenischen Bemühens ist. Nicht zuletzt deswegen gehören diese „Reflexionen“ zu den empfehlenswertesten Konzilsbüchern, die wir bis zur Stunde besitzen.

W. Seibel SJ

SCHLINK, Edmund: *Nach dem Konzil*. München, Hamburg: Siebenstern Taschenbuch Verl. 1966. 252 S. (Siebenstern-Taschenbuch. 75.) Kart. 5,80.

Wenn man in der bald unübersehbaren Konzilsliteratur nach den wenigen wirklich empfehlenswerten Büchern sucht, wird man den Kommentar des Beobachters der EKD nicht übergehen dürfen. Schlink gehört im ökumenischen Gespräch nicht zu den Enthusiasten, die, wie er formuliert, „die bestehenden Unterschiede und die Geschichte der Kirchentrennungen überspringen zu können meinen“. Er steht eher auf der Seite derer, die „in brüderlicher Offenheit zuerst nach der Wahrheit fragten, von der die anderen leben, und ihnen die Wahrheit bezeugten, von der sie selber leben“ (36). In dieser Haltung sucht er den Geist, die Bedeutung und die Forderungen des Konzils zu erfassen. „Ein dynamisches Wirken anstelle des statischen Selbstverständnisses, ein Vorwärtsschreiten anstelle des Beharrems, der Mut zur Armut anstelle der Sicherung von Macht und Glanz, die Offenheit für die getrennten Brüder anstelle der Abgrenzungen der Selbstverteidigung . . . und darüber hinaus eine neue Einstellung zur Welt“ (34), darin sieht er die eigentliche Leistung des Konzils. Die unterschiedlichen Auffassungen im Kirchenbegriff, im Verhältnis Schrift-Tradition, in der Auffassung der Einheit und in der Mariologie sind zwar nicht verschwunden, wie er mehrfach betont. Er zeigt jedoch auf, daß in allen Dokumenten wesentliche Entscheidungen gefällt wurden, die ein neues Gespräch mit den anderen Christen und mit der Welt ermöglichen. In vie-

len Punkten decken sich seine Bemerkungen mit der Kritik, die auf dem Konzil selbst und in der innerkatholischen Diskussion vorgebracht wurde, so etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, im Hinweis auf den zu großen Optimismus des „Schemas 13“. Das Ökumenismus-Dekret wird man allerdings kaum so stark von der Kirchenkonstitution her interpretieren müssen, wie er es an mehreren Stellen tut: das umgekehrte Verhältnis gilt genauso!

Obwohl Schlink fast zu häufig kritisch betont, daß die Dogmen unverändert blieben und daß die tridentinische Verwerfung der reformatorischen Lehren nicht zurückgenommen wurde, so weiß er doch, daß der Blick in die Zukunft entscheidender ist als die Beschäftigung mit der Vergangenheit, und daß die Trennung der Christen nicht allein (und vielleicht gar nicht immer in erster Linie) in einem unterschiedlichen Bekenntnis wurzelt, sondern auch (und oft eher) in „Lieblosigkeit, Herrschsucht, Rechthaberei und Engigkeit“ (242). Deswegen gelte es, die Ängstlichkeit im Verhalten der Kirchen zueinander der Liebe weichen zu lassen. „Wieviel Kraft verschwenden die Kirchen auf die Abgrenzungen voneinander und auf die Auseinandersetzungen miteinander! Die Liebe aber zu den Brüdern befreit zum Dienst an der Welt“ (223): Treffender könnte man die Forderungen des Evangeliums an die christlichen Kirchen und auch das tiefste Wollen des Konzils kaum formulieren.

W. Seibel SJ

HIRSCHAUER, Gerd: *Der Katholizismus vor dem Risiko der Freiheit*. Nachruf auf ein Konzil. München: Szczesny 1966. 299 S. Lw. 19,80.

Wer in den „Werkheften“ die kritischen Bemerkungen Hirschauers zum Konzil verfolgt hat, wird in diesem Buch von vornherein keine Zustimmung zu den Ergebnissen des II. Vatikanums erwarten. Während sich die bisherige Konzilsliteratur fast einstimmig nur mit der „konservativen“ Richtung kritisch befaßt und mehr oder weniger engagiert die Positionen der Majorität vertritt, wendet sich Hirschauer mit Entschiedenheit auch gegen diese. Johannes XXIII. habe noch den Willen gehabt, „den Katholizismus zu öffnen für die außerhalb der Kirche entstandenen unmißverständlichen ‚Zeichen der Zeit‘“ (16). Für Paul VI. hingegen sei „das wichtigste Ziel das der Stärkung des Pre-

stiges und der Durchschlagskraft der kirchlichen Autorität“ (16), und das Konzil sei diesem „neuen Autoritarismus und Papalismus“ (18) widerspruchslos gefolgt. Statt die kirchliche Verfassungsstruktur durch eine „radikale Entfeudalisierung“ (134) der veränderten Welt anzupassen und „den Sprung aus einem absoluten Wahrheits- und totalitären Herrschaftssystem ... in die Welt des Pluralismus und der Freiheit“ (35) zu wagen, sei die Kirche weiterhin eine „autoritäre Ideologie“ geblieben: „Aus der Aufgabe der Erneuerung der Kirche ... wurde eine Restaurierung der alten Strukturen durch Anpassung“ (292). Daß unter solchen Voraussetzungen der vom Konzil geforderte Dialog nur als „gehorsame Zustimmung zu autoritativ monologischen Entscheidungen“ (107) erscheint, die Erklärung über die Religionsfreiheit als „fades Kompromiß“ (161 u. ö.), das Verhältnis zur Welt nach wie vor als Herrschaftsanspruch eines „dogmatischen Imperialismus“ (240), ist dann eigentlich nur folgerichtig.

Man kann gegen die Thesen des Buches zahllose Einwände erheben, gegen ihren Grundansatz sowohl wie gegen die Einzelinterpretationen. Doch wird man damit den Vertreter einer so radikalen Meinung kaum überzeugen können, da ihm solche Einwände dann ja nur als Zeichen jenes Autoritarismus gelten werden, den er als dialogunfähig erklärt und deswegen grundsätzlich ablehnt. Die Schwäche der hier vertretenen Position besteht gerade darin, daß sie sich einen Gegner konstruiert und dabei dessen leidenschaftlich angegriffene Grundhaltung unversehens selbst übernimmt: Hirschauer erhebt seine Anklagen mit genau demselben unerbittlichen Absolutismus, den er dem Konzil und der Kirche von heute vorwirft. Freiheit, Offenheit und Dialog sind aber nur dort möglich und sinnvoll, wo man nicht von vornherein mit einem fertigen Urteil antritt, sondern auf den anderen hört und ihn in seiner Situation und seinen Möglichkeiten, die immer und überall begrenzt sind, zu verstehen sucht.

Dennoch sollte man nicht alle Bemerkungen Hirschauers in den Wind schlagen. Wenn er auch durch seine apodiktischen Formulierungen zum Widerspruch reizt, so darf man doch nicht übersehen, daß er manche Schwächen des Konzils und des gegenwärtigen Katholizismus deutlicher sieht, als es in vielen anderen Konzilsbüchern der Fall ist. Seine Vorwürfe lassen sich im Grund nur dadurch entkräften, daß man

das Buch nicht rundweg ablehnt, sondern zu unterscheiden versteht und das Ernstzunehmende auch ernst nimmt. W. Seibel SJ

VALLQUIST, Gunnel: *Das Zweite Vatikanische Konzil*. Nürnberg: Glock u. Lutz 1966. VII, 608 S. Lw. 40,-.

Der Konzilsbericht der schwedischen Journalistin ist ein Tagebuch im besten Sinn des Wortes, geistvoll, lebendig, natürlich kein „erschöpfender oder fachkundiger Bericht“, sondern „durch die Brille der Autorin gesehen“ und beeinflusst von ihren „Sympathien und Antipathien“, ihren „Hoffnungen und Befürchtungen“, wie sie selbst ihr Vorhaben charakterisiert. Wir haben im deutschen Sprachraum noch kein Konzilsbuch von dieser persönlichen Unmittelbarkeit – schon das mag die Übersetzung rechtfertigen.

Gunnel Vallquist zeigt sich gut informiert. Sie berichtet manche Ereignisse am Rande des Konzilsgeschehens, die nicht allen bekannt sind und dem Ganzen Farbe geben. Deren Zuverlässigkeit ist freilich häufig nur die römischer Gerüchte, so daß sich nicht immer Wahrheit von Dichtung sauber scheiden läßt. Sie findet treffende Charakteristiken von Theologen und Bischöfen. Daß sie auf der Seite der „Progressiven“ steht, versteht sich fast von selbst. Sie tritt ein für die Mitarbeit der Laien, besonders der Frauen in der Kirche. Die Armut der Kirche, die absolute Verurteilung des Krieges, die radikale Beseitigung sozialer Ungerechtigkeiten sind ihr unbedingte Forderungen des Evangeliums, und sie beklagt, daß das Konzil in solcher Klarheit nicht gesprochen habe.

Im ganzen freilich findet der Leser wenig, was er nicht aus anderen Konzilsbüchern bereits kennt, und die reizvollen Stellen gehen in der Fülle des Berichteten unter. In Schweden hatte das Buch großen Erfolg, weil es in vier Teilen nach jeder Sitzungsperiode erschien. Die einbändige Übersetzung ist, wenngleich gekürzt, zu lang, als daß man sie in einem Zug lesen, und zu persönlich geprägt, als daß man sie zum Nachschlagen benutzen könnte. Die Übersetzung ist flüssig, aber nicht sachkundig. Sonst fänden sich nicht Begriffe wie das „Allgemeine Beste“ (225, statt: Gemeinwohl), „formhistorische“ (statt: formgeschichtliche) Methode“ (307), „neutestamentarisch“ (501, statt: neutestamentlich), „Psalterpsalm“ (587, statt einfach: Psalm), um nur einige Beispiele zu nennen. W. Seibel SJ